

DEUTSCH ALS MUTTERSPRACHE IN SÜDOSTEUROPA UND IHR QUELLENWERT FÜR DIE SPRACHGESCHICHTSSCHREI- BUNG DES DEUTSCHEN

HEINRICH J. DINGELDEIN
Universität Marburg, Deutschland

1. Einleitung

Studierende des Universitätsfaches Germanistik in der klassischen Form, das die Teilelemente Ältere deutsche Sprache und Literatur, Deutsche Sprache und Neuere deutsche Literatur umfasst, lernen bezüglich der historischen Epochen, in die die Sprachgeschichte des Deutschen eingeteilt wird, dass sich etwa seit dem Jahr 800 das „Althochdeutsche“ in schriftlicher Form nachweisen lässt, dass um 1050 das „Mittelhochdeutsche“ an seinen Platz tritt, welches dann um 1500 vom „Neuhochdeutschen“ abgelöst wird, das bis zum heutigen Tage Gültigkeit besitzt. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde dann das „Frühneuhochdeutsche“ zwischen das „Mittelhochdeutsche“ und das „Neuhochdeutsche“ als eigenständige Epoche mit einem Geltungszeitraum von etwa 1350 bis 1650 hinein geschoben.

Die vier Sprachepochen sind literatur- und kulturhistorisch zu umschreiben mit – bezogen auf das Althochdeutsche – der Herausbildung eines fränkischen deutschen König-tums und der Etablierung des auf Rom bezogenen Christentums durch Klostergründungen, in welchen erste literarische Texte in dieser Sprache wie die Zaubersprüche, das Ludwigslied, geistliche Literatur aufgezeichnet wurden, mit – bezogen auf das Mittelhochdeutsche – den staufischen Kaisern und der Blüte der mittelhochdeutschen Dichtung eines Walthers von der Vogelweide, eines Hartmann von Aue, des Nibelungenlieds etc. , mit der – bezogen auf das Frühneuhochdeutsche – Herausbildung der Territorialstaaten, der wachsenden Bedeutung der Städte und des Handels, der Erfindung der Buchdruckerkunst, vor allem aber mit der Reformation und der Übersetzung der Bibel ins Deutsche durch Martin Luther, mit – bezogen auf das Neuhochdeutsche – der bewussten Pflege der Sprache und dem Ausbau zu einer Kultursprache durch Übernahme nahezu aller Funktionen des Lateins, das bis dahin als Bildungssprache der „Volkssprache“ gegenüberstand. Dieser Prozess setzt nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges ein.

In der formalisierten Linguistik wird das „Hochdeutsche“ von den anderen germanischen Sprachen durch die sogenannte Zweite Lautverschiebung geschieden – lateinisches *pater* wird *fater*, der „Übergang“ vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen wird mit der Abschwächung der vollen Endungen, dem damit aufkommenden Gebrauch der Demonstrativpronomina als Artikel, dem Aufkommen des Umlauts und der Entwicklung des nur aus den beiden Zeitkategorien Präteritum und Präsens bestehenden althochdeutschen Systems in ein komplexes Tempussystem in Anlehnung an das Lateinische beschrieben.

Das Mittelhochdeutsche sei dann durch Diphthongierungs- und Monophthongierungsprozesse (*mîn niuwes hûs* wird *mein neues Haus*, *liebe guote brüeder* wird *liebe gute Brüder*), durch die Dehnung von Vokalen in offener Silbe (*sagen* wird *Sa-*

gen, leben wird *Leben*) und weitere Merkmale zum Neuhochdeutschen geworden, wobei das Frühneuhochdeutsche den Übergangszeitraum umfasse.

Als Lernstoff mag diese Kategorisierung geeignet sein, den tatsächlichen sprachlichen Verhältnissen wird sie aber alles andere als gerecht: Ein genauerer Blick macht nämlich deutlich, dass hier allein Phänomene der *s c h r i f t* sprachlichen Überlieferungen zueinander in Bezug gesetzt worden sind, nicht jedoch der – freilich schlecht zu dokumentierende – mündliche Sprachgebrauch über die Zeiten. So erscheint es ex posterior tatsächlich so, als ob sich das Neuhochdeutsche, wie wir es heute kennen, aus dem Althochdeutschen entwickelt habe.

Die Beschäftigung mit den mündlichen Erscheinungsformen des Deutschen, insbesondere den Dialekten, machte jedoch seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert deutlich, dass die diachronische Sicht auf die deutsche Sprache nicht von der inneren geographischen Zergliederung des deutschen Sprachraums zu trennen ist: Das Althochdeutsche selbst tritt uns in einer alemannischen Version im Südwesten, einer bairischen Version im Südosten und einer in sich nochmals gegliederten fränkischen Version in der Mitte Deutschlands entgegen, wobei im fränkischen Gebiet die für das Deutsche in seiner heutigen Form distinktive Lautverschiebung nur in sehr unterschiedlich weit gediehener Form anzutreffen ist.

Der gesamte Norden des heutigen deutschen Sprachgebiets ist im Konsonantismus auf dem allgemein-westgermanischen Status stehengeblieben, weshalb man das Niederdeutsche (oder Altsächsische) als eigene Sprache ansieht. Und sieht man sich die rezenten Dialekte, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch überall lebendig waren, genauer an, ist bis auf unsere Tage noch lebendiges Althochdeutsch mit einem voll erhaltenen Endungssystem in der Substantiv- und Adjektivflexion: das Höchstalemannische in der Südschweiz und im norditalienischen Monterosa-Gebiet sowie in bairischen Außenmundarten im südlichen Alpengebiet nördlich von Verona in Italien zu finden.

Die sonstigen bairischen und alemannischen Mundarten im deutschen Süden, in Österreich, in der Schweiz und im Elsass bewahren den Lautstand des Mittelhochdeutschen – *lieb, guet, brüeder*, im Alemannischen auch *min, hus, müs* – auch jetzt noch.

So liegt man nicht falsch, wenn man das schriftlich überlieferte Mittelhochdeutsche als eine südwestdeutsche (sprich: im Wesentlichen im Herkunftsbereich der Staufer geltenden) regionale Variante der germanischen Dialektgruppe, die später vom gemeinen Deutsch überdacht wurde, beschreibt.

Das noch vielgestaltige Frühneuhochdeutsche tritt uns als schriftsprachliche Ausdrucksform in Gestalt der Schreibkonventionen einzelner Schreib- und Druckorte entgegen – zu nennen sind die oberdeutschen Handelsstädte und die fürstlichen und die kaiserlichen Kanzleien, so dass von einer oberdeutschen und einer ostmitteldeutschen Version gesprochen werden kann. Und daneben existierte noch eine geraume Zeit eine niederdeutsche Schriftsprache im Norden weiter, das seinen Anteil am heutigen Deutsch erst im ausgehenden 19. Jahrhundert in der Mündlichkeit erhält, als sich Theodor Siebs bei der Festlegung der Aussprache des Schriftdeutschen auf der Bühne an der norddeutschen Lautung orientiert.

2. Sprachgeschichte und die gesprochenen Varietäten der Gesamtsprache Deutsch

Aus dem eben Skizzierten wird deutlich, dass eine umfassende Sprachgeschichte des Deutschen einer über die konventionelle Beschreibung der Unterschiede der einzelnen Sprachstufen hinausgehende Analyse bedarf. Hier gewinnen die gesprochenen Varietäten der Gesamtsprache Deutsch ein wesentliches Eigengewicht für die Interpretation, und hier setzt das eigentliche Thema meiner Ausführungen an.

Es stellt sich die Frage, inwieweit das Deutsche außerhalb des geschlossenen deutschen Sprachgebiets Mitteleuropas Zeugnis für sprachliche Wandelprozesse abzulegen in der Lage ist, mit anderen Worten: auf welche Weise es zur Durchleuchtung der Geschichte der deutschen Sprache beitragen kann.

Seit dem hohen Mittelalter, dem 12. Jahrhundert, haben sich Deutschsprachige aus unterschiedlichen Gründen östlich der Flusslinien Elbe, Saale und Enns niedergelassen, und zum größten Teil die altansässige meist slawische oder baltische Bevölkerung über die Jahrhunderte sprachlich assimiliert. Es kam so zum so genannten „Landsausbau“, so dass sich das geschlossene deutsche Sprachgebiet zu Beginn der Neuzeit vom linksrheinischen Gebiet im Westen bis zum Baltikum und zur pannonischen Tiefebene im Osten erstreckte. Vor allem im Baltikum und im Bereich des historischen Ungarns, also auch in Siebenbürgen, ebenso in der Gottschee im heutigen Slowenien, in der mittleren und nördlichen Slowakei mit der Zips und dem Hauerland und in Teilen Polens blieb die Ansiedlung inselhaft in fremdsprachiger Umgebung.

Nach einem Einschlafen der Ostsiedlung Deutschsprachiger im 14. Jahrhundert infolge der Pest kam es zu einer Neuaufnahme im ausgehenden 17. und im 18. Jahrhundert nach dem Ende der Türkenkriege, die sich im Wesentlichen in den südosteuropäischen Raum hinein bewegte, aber auch heute polnische, russische, ukrainische und moldauische Gebiete erfasste. Bis zum Beginn des zweiten Weltkrieges bestand so ein sprachliches Vorfeld außerhalb des geschlossenen Sprachgebiets, in dem sich – soweit nicht durch Assimilation verschwunden – die gesprochene deutsche Sprache in vielfältiger Ausprägung präsentierte.

Jede einzelne dieser Sprachlandschaften hatte (und hat nach dem Zweiten Weltkrieg in zum Teil spärlichen Resten noch heute) eine jeweils eigene Ausprägung in Bezug auf das spezifische Verhältnis von Schriftsprache und gesprochener Sprache zueinander und ebenso in Bezug auf die sprachlichen Herkunftslandschaften der Siedler.

3. Siebenbürgen, das Banat und die Schwäbische Türkei als Paradigmen

Um mich nicht in Einzelheiten zu verlieren, will ich Siebenbürgen, das Banat und die Schwäbische Türkei als Paradigmen nehmen, um einige Aussagen zum Quellenwert des dort verwendeten und historisch belegten Deutschen in Bezug auf die Beschreibung der historischen und aktuellen Entwicklungstendenzen unserer Sprache zu machen und zu begründen. Die genannten Gebiete stehen paradigmatisch für andere Landschaften mit ähnlicher Kultur- und Sprachgeschichte, wie etwa die Zips für mittelalterliche oder die Batschka für neuzeitliche Siedlung, wo parallele Verhältnisse aufgrund vergleichbarer äußerer Umstände zu unterstellen sind.

Mit der hochmittelalterlichen Zuwanderung nach Siebenbürgen sind sprachliche Zustände aus dem westlichen Deutschland in das neue Siedelgebiet transponiert worden. Wie in weiten Bereichen der Herkunftsgebiete fehlen jedoch zeitgenössische Zeugnisse in

deutscher Sprache, die Rückschlüsse auf das Deutsch der Siedler jener Zeit unmittelbar zuließen. Die hochmittelalterliche Dichtkunst, der Minnesang, die epischen Dichtungen, die das im 19. Jahrhundert lautgrammatisch standardisierte „Mittelhochdeutsche“ der Nachwelt überliefert hat, kennt keine Zeugnisse aus Siebenbürgen. Allenfalls die Flur- und Ortsnamengebung kann als schwacher Schatten des Sprachgebrauchs eine Ahnung von den dahinterstehenden sprachlichen Sachverhalten aufkommen lassen.

Schriftsprachliches Deutsch tritt in Siebenbürgen erst zu Beginn der frühneuhochdeutschen Epoche in Erscheinung, als das Deutsche im Alltagsgebrauch einer sich entwickelnden, mit Attributen einer städtisch-bürgerlichen Gesellschaft sich ausstattenden Gemeinschaft sukzessive bisher vom Latein dominierte Verwendungsfelder besetzte, bzw. als neue schrift-kommunikative Notwendigkeiten erwachsen, die vom Lateinischen, das eine über das technische Schreibenkönnen hinausgehende langjährige Bildung erforderte, nicht unmittelbar erfüllen konnte. So sind die ersten deutschen schriftlichen Zeugnisse dieses Raums seit etwa 1400 in den Ratsprotokollen der Städte zu finden.

In ihnen scheint, wenn man den wenigen systematischen Sichtungen und Publikationen der Belege trauen darf, im Wesentlichen oberdeutscher Schriftgebrauch auf, selbstverständlich auch – wenigstens im Gebrauch der Lexik – ein Einfluss der landschaftlichen Mundart, keinesfalls jedoch eine Bestrebung, das Siebenbürgisch-Sächsische selbst in den Rang einer Schriftsprache zu befördern. Obwohl weit draußen vor der Grenze des geschlossenen deutschen Sprachgebiets gelegen, bestand weiterhin ein über den zweifellos bestehenden Fernverkehr geknüpftes Bewusstsein von einer sprachlichen Zusammengehörigkeit.

Als Außenposten des Deutschen bildet Siebenbürgen zugleich so etwas wie ein linguistisches Labor: Den Kontakt zum Binnendeutschen kann man sich in jener Zeit, dem ausgehenden Mittelalter und der beginnenden Neuzeit, nicht komplex genug vorstellen: Die nähere rumänisch und ungarisch geprägte Umgebung nahm nicht an den in Riesenschritten sich vollziehenden Umgestaltungsprozessen im Sinne einer Modernisierung in gleicher Weise teil wie der deutschsprachige Bevölkerungsanteil. Durch die bis ins 14. Jahrhundert sich erstreckende Ostkolonisation der Deutschen war der Abstand zum deutschen Sprachgebiet kleiner geworden, und die Wegebeziehungen erschlossen sich in vielfältige Richtungen. Im Norden und Nordwesten war mit Schlesien und der Zips deutsches Siedlungsgebiet näher gerückt. Da der Landausbau Richtung Osten im Norden entlang der Ostsee im Wesentlichen von Niederdeutsch sprechenden Sachsen, in der Mitte in Richtung Schlesien von Mitteldeutsch sprechenden Franken und im Süden nach Österreich von Oberdeutsch sprechenden Baiern getragen wurde, freilich unter Teilnahme auch anderer Bevölkerungsgruppen aus dem gesamten Westen bis hin nach Flandern und der Wallonie, waren die nächsten deutschsprachigen binnendeutschen Nachbarn im Westen bairisch sprechende und im Norden Schlesisch-ostmitteldeutsch sprechende Menschen.

So vermag es kaum zu verwundern, das sich das Siebenbürgisch-Sächsische allmählich als eine in sich stark gegliederte Varietät des Deutschen präsentiert, in welcher auf der Grundlage einer westmitteldeutsch-moselfränkisch geprägten Basis mit Einsprengseln weiterer sprachlicher Elemente von Siedlern aus anderen Gebieten des fränkischen mittleren Sprachgebiets auch ostmitteldeutsche und – in geringerem Maße – bairische Sprachelemente ihren Platz gefunden haben, wobei die dynastischen Beziehungen des ungarischen Königshauses auf oberster Ebene so in der Volkssprache ihr Spiegelbild finden.

Das Nebeneinander der westmitteldeutschen unverschobenen und ostmitteldeutsch verschobenen (besser gesagt: durch Frikative substituierte) Plosive ist zu einem Kennzeichen des Siebenbürgisch-Sächsischen geworden. So stehen z.B. das unverschobene *Plach* mit der Bedeutung ‚Pflug‘ und *Pohl* mit der Bedeutung ‚Pfahl‘ neben verschobenem *Faifer* ‚Pfeffer‘ und *Fangt* ‚Pfund‘.

Die Positionierung des deutschsprachigen Siebenbürgens *z w i s c h e n* dem bairischen Süden und dem Ostmitteldeutschen erfährt dann seine deutlichste Ausprägung bei der Etablierung des Deutschen als Schriftsprache in diesem Raum: Nach Untersuchungen von Richard Huß und Andreas Scheiner sowie den neueren Sichtungen der Kollegin Dana Dogaru sind die ersten schriftsprachlichen Belege des Deutschen, Zunfturkunden aus dem frühen 15. Jahrhundert, in denen die südlich-bairischen graphemischen Varianten des Deutschen niedergeschrieben worden sind. Der Diphthong *ai* wird *a+ i* und nicht *e+i* geschrieben, der anlautende schwach behauchte bilabiale (allerdings stimmlose) Plosiv *b* wie in *Bauer* mit *p* wie heute noch im Ungarischen usw.

Mit der Übernahme der Reformation Martin Luthers in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts orientierte sich dann der Schriftsprachegebrauch an den ostmitteldeutschen Konventionen, wie sie von den Reformatoren um Luther und ihren Druckern gebraucht wurden. Die gebildete Schicht – vor allem der Pfarrersstand – suchte ihre Studienorte im Kernland der Reformation – Siebenbürgen selbst blieb noch lange Zeit ohne akademische Bildungsorte der obersten Kategorie –, ihre dort erworbenen Fähigkeiten, die deutsche Sprache im Schriftlichen zu verwenden, behielten sie dann verständlicherweise auch nach ihrer Rückkehr bei.

Ein erneuter stärkerer Einfluss süddeutscher Schreibkonventionen ist erst wieder mit der Übernahme Siebenbürgens durch die Habsburger im späten 17. Jahrhundert zu beobachten, in einer Zeit, in der jedoch das Streben nach einer vereinheitlichten deutschen Sprache auf der schriftlichen Ebene schon so weit fortgeschritten war, dass wir mit gutem Recht in Bezug auf diese Epoche vom „Neuhochdeutschen“ an sich sprechen. – Dass es wert wäre, diesbezüglich eigene Fragestellungen zu entwickeln und an den siebenbürgischen überlieferten Texten zu beantworten, sei am Rande vermerkt.

Wie groß der Quellenwert von Untersuchungen des Sprachgebrauchs dieses Raums für die deutsche Sprachgeschichte sein kann, machte nicht zuletzt die Marburger Dissertation Dana Dogarus zu den Predigten des Pfarrers Damasus Dürr deutlich: Hier zeigte sich schon recht früh im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts ein Gebrauch des Deutschen in einer modern anmutenden Form, wie sie im binnendeutschen Bereich erst später zur Regel wurde: Dort waren noch lange Zeit die Eigenheiten der regionalen Druckersprachen deutliche Unterscheidungskriterien, hier abgeschieden in Siebenbürgen konnte Dürr auf der Grundlage ostmitteldeutscher Konventionen schon sehr früh einen Ausgleich zwischen Mitte und Süd auf der Basis der ostmitteldeutschen Schreibkonvention schaffen, der sonst im deutschsprachigen Raum in gleicher Weise erst eine Generation später vollzogen worden ist. Der amtssprachliche Gebrauch zeigt sich hier jedoch rückständiger.

In Hinblick auf die frühe Geschichte des Neuhochdeutschen stellen Siebenbürgen und die anderen alten Außensiedlungen im alten Ungarn wie die Zips und das Hauerland mit ihren überlieferten schriftlichen Dokumente Ausnahmen dar. Mit der Auswertung ist allerdings erst begonnen worden, im Bereich der heutigen Slowakei etwa durch Ilpo Tapani Piirainen, im Gebiet des heutigen Ungarn durch Peter Bassola. Dass hier noch viele Schätze

zu heben sind, vor allem und gerade in Siebenbürgen, steht außer Frage.

Nun ist aber Sprachgeschichte nicht nur eine Angelegenheit weit zurückliegender Zeiten, sondern sie findet auch zeitgeschichtlich statt. Stetige Wandelprozesse sind in jeder Sprache zu beobachten. Vor zwei Monaten ist in Deutschland eine Neuauflage des ersten Romans in neuhochdeutscher Sprache von 1668, „Der abenteuerliche Simplicissimus Teutsch“ des Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen neu erschienen. Dies wäre keiner Erwähnung wert, handelte es sich nicht um eine Übertragung des Deutschen des 17. Jahrhunderts in modernes Deutsch durch den Schriftsteller Reinhard Kaiser.

Mit der notwendig gewordenen Übertragung wird ein offensichtlicher Beweis dafür geliefert, dass das Neuhochdeutsche der Barockzeit vielen Deutschsprachigen wohl nicht mehr ohne weiteres zugänglich und verständlich ist. Und in der Tat wird wohl die Mitte des 20. Jahrhunderts, also die Zeit unmittelbar nach Ende des zweiten Weltkriegs, als erneuter Epochenwechsel der deutschen Sprachgeschichte gewertet werden müssen. Nicht nur, dass das Deutsche aus weiten Teilen Ostmitteleuropas als Muttersprache verschwunden ist, auch im binnendeutschen Bereich hat sich ein grundlegender Wandel in der Domänenverteilung von Dialekt und Standardsprache vollzogen.

Bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts herrschten in fast allen deutschen Sprachlandschaften Verhältnisse – städtische Agglomerationen waren zum Teil schon Ausnahmen – , wie sie heute allenfalls noch in der Schweiz anzutreffen sind: Im alltäglichen mündlichen Gebrauch wurde der Dialekt verwendet, die Standardsprache existierte als schriftliche Variante, die nur in Ausnahmefällen, etwa mit fremden oder in formellen Situationen, „nach der Schrift“ vermündlicht wurde. Seit etwa 1950 wird nun aber die große Mehrheit der nachwachsenden Generation – im Norden nahezu alle, in den südlichen Gegenden eine stetig wachsende Zahl, auch in Österreich, nicht jedoch in der Schweiz – sprachlich in der mündlichen Variante der Standardsprache sozialisiert. Jedoch sind nicht die zum Ende des 19. Jahrhunderts von Theodor Siebs festgelegten Ausspracheregeln und die in der hohen Literatur der Klassik entwickelten satzgrammatischen Muster unmittelbares Vorbild, sondern ein kolloquialer Stil der Umgangssprache. Für meine Generation im südlichen Hessen war die Standardsprache eine gezielt zu erwerbende, in der Schule vermittelte Kulturtechnik, für die heutige Jugend ist sie eine Angelegenheit des Alltags. Lesen- und Schreibenlernen ist keine Voraussetzung mehr, sie mündlich anwenden zu können. Das Resultat: Die Kinder des 21. Jahrhunderts orientieren damit ihren schriftlichen Sprachgebrauch an ihren primär erworbenen mündlichen Fertigkeiten, der Verständnisfaden zur älteren neuhochdeutschen Schriftlichkeit in der Literatur reißt ab.

4. Einblick in den historischen Entwicklungsprozess der Mündlichkeit des Deutschen

Um diesen Quantensprung des Sprachverhaltens in seiner Bedeutungstiefe richtig verstehen zu können, ist ein Einblick in den historischen Entwicklungsprozess der Mündlichkeit des Deutschen notwendig, denn auch die Dialekte haben ihre Entwicklungsgeschichte, und die Kolloquialität der Alltagssprache standardsprachlicher Prägung wird nur vor dem Hintergrund der älteren dialektalen Mündlichkeit begreifbar.

Hier setzt nun der Quellen- und Erklärungswert der einerseits „konservativen“, weil von den binnendeutschen Entwicklungen weitgehend unabhängigen, andererseits „progressiven“, weil durch das Zusammenfließen von Mundarten unterschiedlicher Herkunftsgebiete zum Ausgleich gezwungen Dialekte der neuzeitlichen Sprachinseln ein.

Lassen Sie mich dies an einem Beispiel verdeutlichen: Das nicht-dialektale Umgangssdeutsch im mittleren Deutschland, im südlichen Hessischen, in der Pfalz, auch in Thüringen und Sachsen, kennt nicht mehr den palativen Frikativlaut *ch* wie er nach den hellen Vokalen *i*, *e*, *ü* und *ö* sowie nach den Liquiden *r* und *l* in der Standardsprache gesprochen wird. Statt deren erscheint an den entsprechenden Stellen der postalveolare, mit gerundeten Lippen gesprochene Frikativ, der in der Schriftsprache mit *sch* wiedergegeben wird. Hier heißt *ich möchte echte Milch und nüchtern bleiben – isch meescht eschte Milsch un nüschttern bleibe*. Dieses Phänomen führt dazu, dass unter phonologischem Blickwinkel eine Reihe von Bedeutungsoppositionen nicht mehr markiert sind und dass das durch den *ich*-Laut und den *ach*-Laut allophonisch realisierte Phonem des Standarddeutschen, das in der Schriftsprache durch die Schreibung *ch* wiedergegeben wird, in diesen Gebieten keine unmittelbare Entsprechung hat.

Für die dialektale – und in deren Folge für die alltagssprachliche – Lautgeschichte ist dies ein spannendes Phänomen. Erklärbar wird es aber erst durch einen Blick auf die rheinfränkischen Außenmundarten, wie sie etwa in Guttenbrunn im Banat oder in Mucsfa in der Schwäbischen Türkei bei Pécs/Fünfkirchen, jedoch auch in vielen anderen diese Orte umgebenden Ortschaften gesprochen werden: Hier sind die *ich*-Laute durchweg erhalten, nirgendwo ist der Wechsel zu *sch* eingetreten. Wir können also davon ausgehen, dass der Wandel in den betreffenden Gebieten des Binnendeutschen erst nach der Ansiedlung der so genannten Schwaben (in Wirklichkeit Rheinfranken) nach 1688, vor allem aber im 18. Jahrhundert, erfolgt ist.

Spannend wird es, wenn man dann noch beobachten kann, dass in den donauschwäbischen Dialekten durchweg in allen Positionen ein Zungenspitzen-*r* realisiert wird, in den Herkunftsgebieten jedoch mit Ausnahme abgelegener Reliktgebiete nahezu durchweg ein Zäpfchen-*r*, nicht jedoch als echter Vibrant, sondern als velarer Frikativ: statt *fahren*: *fachen*. Man liegt wohl nicht falsch, wenn man diesen sprachlichen Wandelprozess parallelisiert mit dem gewaltigen Einfluss des Französischen mit seinem Zäpfchen-*r* auf das Deutsche im späteren 18. und im 19. Jahrhundert als echte Modeerscheinung.

Da ein echter Vibrant nicht gelingen wollte, kam es zum Substitut durch einen Reibelaut, den aber das schon vorher komplexe System der Reibelaute von *s* bis *ch* nicht mehr verkraftete: Man entlastete die angewachsene Frikativreihe um den Palataalfrikativ.

Dieser Sachverhalt wäre ohne Rückgriff auf die konservierenden Außenmundarten nicht entschlüsselbar und unerklärlich geblieben.

5. Zusammenfassung

Mit dem Siebenbürgisch-Sächsischen Wörterbuch, den Siebenbürgisch-Deutschen Sprach- und Wortatlanten und mit dem neuen Ungarndeutschen Sprachatlas, dessen erster Band im letzten Jahr in Budapest veröffentlicht werden konnte, besitzen wir eindrucksvolle Quellenwerke, mit denen die dialektalen Verhältnisse in ausreichend gutem Maße für ihren Zuständigkeitsbereich beschrieben sind, um sie für die deutsche Sprachgeschichtsschreibung nutzbar machen zu können. Und sie werden zunehmend genutzt. Lexikographische Ergänzungen sind gleichwohl für die jüngere Siedlungsschicht der Donauschwaben wünschenswert, zumal entsprechende Sammlungen in Budapest und Temeswar angelegt worden sind. Ein Banatdeutscher Sprachatlas wird wohl ein immerwährendes Desideratum bleiben müssen.

Die Ausschöpfung einer anderen Quelle zur Beschreibung und Begründung älterer Sprachstufen des Deutschen scheint aussichtsreicher: die Ergründung des unermesslichen zweckliterarischen Prosamaterials in den noch vorhandenen Archiven im Gebiet des alten Ungarn, vor allem in Siebenbürgen seit dem 15. Jahrhundert. Hier schnell zuzugreifen und es für die germanistische Forschung zugänglich zu machen, scheint mir ein Gebot der Stunde zu sein.